



Der Luzerner Bruno Glanzmann hat viel durchgemacht, bis er gelassen genug war für längere Gespräche. Gelegentliches Stocken bringt ihn nicht mehr aus der Ruhe.



GÖRAN BASIC / NZZ UND MAURITIUS

«Man wollte mich wegsperren»

Bruno Glanzmann stotterte fast sein ganzes Leben lang. Er wurde gemobbt und mit zweifelhaften Methoden «therapiert». Heute weiss der 70-Jährige, was gegen Stottern hilft.

Herr Glanzmann, müssen Sie sich besonders konzentrieren, um dieses Gespräch führen zu können?
Das ist nicht mehr meine Art. Mir ist wurst, ob ich ins Stottern gerate oder nicht.

Was würden Sie antworten, wenn ich mich über Sie lustig machen würde?
Ich würde mich ärgern. Blöde Sprüche hört man immer noch häufig. Manchmal sage ich dann: «Von mir aus nennt mich dumm – aber ich bin nicht stumm!»

Sie sind 70 Jahre alt. Wie hätten Sie vor dreissig, vierzig Jahren reagiert?
Ich wäre in der Versenkung ... wie sagt man?

Verschwunden.
Genau. Ich wäre verstummt oder hätte noch mehr gestottert, wie in meiner Kindheit. Wir waren arm, meine Mutter nähte unsere Kleider selber. Einmal, in der Garderobe nach dem Turnen, zeigte ein Knabe meine Unterhosen umher und sagte: «Schaut, der hat Mädchenunterhosen, die haben nicht einmal einen Schlitz!» Er wusste genau, ich wehre mich nicht. Ich war alleine damals.

Und Ihre Eltern?
Sie waren sehr autoritätsgläubig. Statt Unterstützung gab es mitunter Schläge.

Und die Lehrer?
Das waren die Schlimmsten. Sie hielten mich für dumm und liessen es die ganze Klasse wissen, wenn ich aufstreckte und die Antwort nicht rausbrachte. Später, als ich Bankleiter war, wollte eine Kundin ihrem Sohn ihr Haus übertragen. Der Sohn war – mein Primarlehrer, ausgerechnet! Bei einem Termin in der Bank, mit seinem «dümmsten» Schüler! Er sagte kein Wort, nicht eines.

Was hat sich verändert seither?
Die Gesellschaft ist offener geworden, und über Sprechstörungen weiss man heute zum Glück viel mehr als in den fünfziger Jahren, als ich aufwuchs. Mich schickten die Ärzte für ein halbes Jahr zu den Schwestern des Klosters Ingenbohl. Dort fühle ich mich derart geborgen, dass ich vom ersten Tag an kein Wort mehr gestottert habe. Man meinte, ich sei geheilt. Doch als ich wieder zu Hause war, war alles genauso schlimm wie vorher.

Das würde die These bestätigen, dass das Sprechverhalten in geschützten Räumen

«Als junger Mann triefte ich vor Selbstmitleid. Wenn man da nicht rauskommt, macht man null Fortschritte.»

in stationärer Behandlung. Man setzte mich auf Valium. Ohne Beruhigungsmittel konnte ich überhaupt nicht sprechen. Am Ende bezeichnete mich der Arzt als therapieresistent und riet mir, einen Beruf zu wählen, in dem ich ja mit niemandem zu sprechen brauche. Das Reden sollten mir andere abnehmen.

Haben Sie seine Diagnose akzeptiert?
Nun, lange dachte ich tatsächlich, ich sei zu dumm für eine Lehre. Schliesslich hatte ich sehr schlechte Noten in der Schule. Ein Psychologe bescheinigte mir jedoch, dass ich jede Ausbildung machen könne. Und so bemühte ich mich um eine KV-Stelle. Meine Noten als Stift wurden besser, aber ich stotterte nach wie vor.

Fiel das bei Bewerbungen ins Gewicht?
Na und ob! Auch bei mir selber. Eine richtige Stelle nach der Lehre traute ich mir gar nicht zu. Also machte ich zuerst eine Weiterbildung an der damaligen Höheren Wirtschafts- und Verwaltungsschule (HWV) in Zürich. Ich weiss auch nicht, wo mich der Floh gebissen hat, aber dem Arzt des Kantonsspitals wollte ich sicher nicht gehorchen. Nach dem Studium galt es ernst: Ich schrieb 300 Bewerbungen und bekam 300 Absagen.

Weil Sie stottern?
Ja. Meine Referenz war ein Mathematikprofessor der HWV. Es stellte sich heraus, dass er den Firmen davon abriet, mich einzuladen, da ich doch so furchtbar stottere, wie er jeweils sagte.

Hätten Sie als Personalverantwortlicher anders gehandelt?
Ich mache niemandem einen Vorwurf. Die Reaktionen der Unternehmen sind nachvollziehbar für die damalige Zeit, die wenig zimperlich war. In meinem Heimatkanton gab es eine geschlossene Sonderschule für geistig Behinderte. Auch mich wollte man wegsperren in dieses Heim, aber das wollten meine Eltern dann doch nicht zulassen.

Sie haben später trotzdem eine Stelle gefunden. Wie?
Mit etwas Glück. Stotterer müssen sich ihren Ängsten stellen. 1978 gründete ich die Vereinigung für Stotternde und Angehörige (Versta) und hielt viele Vorträge. Dann hatte ich ein Vorstellungsgespräch bei der damaligen Bank Burgdorf. Der Direktor kam zur Tür hinein, und ich sagte: «Herr ... D-D-Direktor, ich ... stottere sehr stark.» Er blieb

ruhig, ich stellte mich vor und bekam die Stelle. Vielleicht auch deshalb, weil seine Sekretärin einen Vortrag von mir gehört und dem Direktor davon erzählt hatte. In der Bank war man sehr zufrieden mit mir. Doch ein paar Jahre später bat mich der Direktor zu sich und sagte mir, dass sich eine wichtige Kundin über mein Stottern beklagt habe. Sie oder ich – kurz darauf wurde ich entlassen.

Sie wurden entlassen, weil Sie stottern?
Man hätte der Kundin ja auch einen anderen Berater zuweisen können. Das hätte man. Aber ich wurde entlassen. Solche Tiefschläge erlebte ich häufig. Ich habe auch ein Buch darüber geschrieben.

Dominiert das Thema Ihr Leben?
Sagen wir's so: Man kann auch zu viel machen. Das ist auch nicht gut.

Ihre Offenheit ist bemerkenswert. Aber Sie tun sich auch ein bisschen selber leid. Finden Sie? Als junger Mann triefte ich vor Selbstmitleid. Alle anderen waren schuld an meinem Schicksal, vor allem meine Eltern. Dabei haben sie alles versucht, um mir zu helfen. Ich weinte und weinte und meinte, ich sei der Ärmste. Wenn man da nicht rauskommt, macht man null Fortschritte.

Wie kamen Sie raus?
Das war der schwierigste Schritt überhaupt: weniger Selbstmitleid haben, zum Stottern stehen. Den anderen sagen: «Ja, ich stottere, akzeptieren Sie es bitte.» Fachliteratur lesen, an sich selbst arbeiten, auch mit psychologischer Hilfe. Bei mir dauerte das Jahrzehnte. Jeder Stotterer ist anders. Ich möchte anderen Mut

Sprechübungen allein reichen nicht

R. Sc. • In der Schweiz leiden fünf Prozent der Kinder und Jugendlichen an einer Sprechstörung, die der Volksmund als Stottern bezeichnet. Die meisten können geheilt werden, oder das Problem wächst sich aus, wenn sie älter werden. Schätzungsweise ein Prozent der Erwachsenen hingegen stottert weiter. Männer sind neunmal häufiger betroffen als Frauen. Warum das so ist, ist unklar. Die Ursachen der Störung sind vielfältig. Bruno Glanzmann erlitt nach eigenen Angaben einen Sprachverlust (Aphasie), als er als Vierjähriger von einem Auto angefahren wurde. Druck

machen, den eigenen Weg zu gehen, statt auf schnelle Scheinlösungen zu setzen.

Stotterer werden es immer schwer haben, weil es ein Leichtes ist, diese kleine Gruppe zu belächeln.
Das ist richtig. Einmige geben auf und bleiben lieber stumm. Sie hätten es am liebsten, wenn man sie mit Samthandschuhen anfasste. Unsere Gesellschaft ist nicht so. Aber man darf es Stotterern auch nicht zu einfach machen. Man muss sie fordern, damit sie Vertrauen gewinnen.

Wie haben Sie Vertrauen gewonnen?
Als Jungwachtführer. Vor den Kindern stotterte ich nie.

Können Sie über sich selber lachen?
Ja, aber noch zu selten. In der Rekrutenschule gab es eine Übung: «Achtung – Handgranate!» Mir wäre die Granate fast in der Hand explodiert, weil ich bei «A ...!» stecken blieb. Heute bin ich cooler. Aber manchmal nehme ich immer noch zu viel persönlich.

Ihre spätere Frau liess sich von Ihrem Stottern offenbar nicht abschrecken. Wie reagierte sie, als Sie sich kennenlernten?
Sie nahm mich so, wie ich bin. Dabei war ich noch nervöser als sonst. Eine Frau ansprechen? Ich? «M-m-möchtest du mit m-m-mir tanzen?» Ich habe sie trotzdem angesprochen – zum Glück.

Wie fühlen Sie sich am Ende dieses Interviews?
Es war sehr anstrengend. Vor ein paar Jahren hätte ich mir ein solches Gespräch nie zugetraut. Aber ich bin froh, dass ich es gemacht habe.

Interview: Robin Schwarzenbach

Sind Männer die besseren Freunde?

Einst beneideten Männer Frauen um deren beste Freundinnen. Seit auch Männer gerne über Gefühle reden, zeigen sie sich oft freundschaftsbegabter als Frauen. VON BIRGIT SCHMID

Wie toll es ist, beste Freundinnen zu sein, erlebte ich als Mädchen durch eine Freundschaft, an der ich gar keinen Anteil hatte. Auch wenn Hanni und Nanni Zwillinge sind, nahm ich sie als unzertrennliche Freundinnen wahr. In Enid Blytons Kinderbüchern vom Leben in einem Mädcheninternat, über das sich ein Netz von Mädchenfreundschaften spannte, erfuh ich, was diese Verbundenheit bedeutet: Streiche spielen, Geheimnisse teilen, sich den Kummer anvertrauen, tuscheln, lästern, einander trösten und Mut zusprechen.

So lernte ich früh die Eigenschaften kennen, die man bis heute eher Frauenfreundschaften zuschreibt. Frauen haben Freundinnen zum Reden. Man ruft sich an, um sich über den lieblosen Mann zu beklagen, eine Beförderung zu feiern oder weil man sich einfach so traurig fühlt. Dieser Austausch ist auch bei gemeinsamen Unternehmungen wichtig, beim Shopping, beim Kinobesuch oder im Spa. Eine Beziehung, in der man sich nicht sein Inneres offenbart, nennen Frauen nicht Freundschaft.

Zu diesem Bild, was wahre Freundschaft ist, haben weitere Bücher und Filme beigetragen. Die weibliche Symbiose klingt bei «Tina und Tini» von Enid Blyton schon im Titel an. Susan Sarandon und Geena Davis haben in «Thelma and Louise» vorgezeigt, wie kämpferisch man für die andere einsteht. Und nach der Fernsehserie «Sex and the City» zeigte die Serie «Girls», zu welcher Innigkeit Frauen fähig sind, auch wenn es zu Spannungen kommt.

Die Frauenfreundschaft beschreibt ein Ideal von Freundschaft, auf das Männer oft neidisch blicken. Zu Recht? Und wie viel daran ist Verklärung?

Die Freundschaftsforschung bestätigt, was die eigene Beobachtung ergibt: Männer gestalten Freundschaften tendenziell anders. Gemeinsame Aktivitäten sind gerade so wichtig wie lange Gespräche. Man hilft sich bei Computerproblemen aus und sieht sich bei dieser Gelegenheit wieder. Man treibt Sport zusammen, wo sich gut Schweigen lässt, geht wandern oder biken. Kollegen bei der Arbeit werden als Freunde bezeichnet oder die Jungs vom Lions Club. Männer gehen zufälliger Freundschaften ein, und sie tun auch weniger für deren Pflege. Monate können verstreichen, bis man sich wieder sieht. Einer könnte bis dahin gestorben sein. Das sagt aber noch nichts darüber aus, ob sie deswegen schlechtere Freundschaften haben. Zudem verändert sich bei Männern der jüngeren Generation gerade etwas.

Die Kunst des Schweigens

Lange war es so: Die Mütter unterhielten die Beziehungen ausserhalb der Familie, wenn ihnen der familiäre Alltag zu viel wurde und sie Abwechslung brauchten. Die Väter hatten keine Zeit für Freunde, sie arbeiteten Vollzeit und an ihren Karrieren. Ihre rare Freizeit verbrachten sie wiederum mit Frau und Kindern. Noch immer ist für viele Männer die eigene Frau der beste Freund. Wie übrigens umgekehrt auch: In Ehen



Beste Freunde

Freunde sind das, was wirklich zählt. Die NZZ ist dem Geheimnis der Freundschaft auf der Spur. Am kommenden Mittwoch berichten wir über Politikfreunde.



Clark Gable (l.) und William Powell 1934 in «Manhattan Melodrama»: die Männerfreundschaft harter Kerle, wie sie der Film einst gerne inszeniert hat.

MAURITIUS

von grosser Vertrautheit und Nähe ist der andere Geliebter, Freund, Partner in einem. Daran ist nichts Schlechtes – solange ihm nichts zustoßt. Erst dann merkt man, dass gute Freunde fehlen, die die Leere füllen.

Für diese Männer war es bis vor kurzem eher untypisch, emotionale Ansprüche an die freundschaftliche Beziehung zu anderen Männern zu stellen. Sie redeten selten über persönliche Probleme, wenn sie mit Kollegen ein Bier trinken gingen. Da tauschte man sich nicht über Gefühle aus, gerade auch, weil das bis anhin als unmännlich galt.

Auch das muss noch nicht schlimm sein. Solange es dieses Redebedürfnis zwischen zwei Männern nicht gibt, die sich Freunde nennen, besteht auch kein Mangel. Eine Beziehung, bei der man sich regelmässig zum Tennis trifft, also mehr schweigt denn schwatzt und sich über Nöte austauscht, kann trotzdem nahe sein. Schweigen heisst nicht, dass man sich nichts zu sagen habe, sagt der Soziologe Janosch Schobin von der Uni-

versität Kassel, der über Freundschaft forscht. Das Schweigen sei eine Art von Kommunikation, die hochgradig kompliziert sei: «Zu wissen, was jemand ohne Worte meint, ist eine Kunst.»

Wird heute danach gefragt, ob Männer überhaupt Freunde sein können, geht zudem vergessen, dass Freundschaft in früheren Jahrhunderten eine männliche Sozialform war. Seit der Antike war der ideale Freund ein Mann, mit dem man etwa das Weltgeschehen erörterte. Noch Montaigne sprach Frauen die Fähigkeit zur Freundschaft ab, da sie an die häusliche Sphäre gebunden waren, wenig erlebten und ihnen der Gesprächsstoff fehlte, um Freunde zu unterhalten.

Inzwischen gelten solche klassischen Männerfreundschaften als minderwertig, da in ihnen nie die Wärme erzeugt wird wie zwischen Frauen. Die weibliche Freundschaft ist das neue Ideal, an dem

sich die Männer «abkämpfen müssen», wie Janosch Schobin sagt. Der Soziologe nennt das «historisch einmalig, eine Revolution». Seit generell mehr über das Innenleben geredet wird, man nach der eigenen Befindlichkeit fragt als Folge der Psychologisierung von Beziehungen, wird Freundschaft über Fürsorge, Kommunikation und Nähe definiert. Dieser Gefühlskultur passen sich die Männer an. Erst jetzt, wo die traditionelle Rollenverteilung aufbricht und sich Männer die Kindererziehung und -betreuung mit ihren Frauen teilen, dehnt sich auch ihr Privatleben über die Familie hinaus aus, richten sie ähnliche Bedürfnisse an einen Freund wie Frauen an eine Freundin. Freundschaften ergeben sich nun nicht mehr nur aus beruflichen Seilschaften und Gefälligkeiten, sondern zweckfrei: Weil er es ist.

So liess sich kürzlich auch eine Begegnung am Feierabend im Tram deuten. Zwei Väter mit Kinderwagen kamen ins Gespräch. Sie unterhielten sich über die Kinder, wie sie sich mit ihren Partnerinnen organisieren, welche Rolle die Grosseltern spielen. Es hätte der Beginn einer Freundschaft sein können: An den Tagen, an denen die Männer ihre Kinder betreuten, würden sie sich für den Zoo verabreden oder spazieren gehen. Und könnten gar nicht anders, als über Befindlichkeiten zu reden.

Romantisch verbrüderet

Den Wandel der männlichen Freundschaft beschreibt heute das Wort «Bromance». Es setzt sich aus «brother» und «romance» zusammen. Der Begriff wird durch Film und Literatur geprägt, die Männerfreundschaft also ebenfalls durch kulturelle Bilder romantisiert. Das Melodrama «Brokeback Mountain» erzählte 2005 von einer solch innigen Freundschaft zwischen zwei schwulen Cowboys, wobei eine Bromance keines-

So gelobt und idealisiert die Frauenfreundschaft wird, so leicht ist sie zu erschüttern. Gerade weil sie so gefühlsbetont ist, ist sie konfliktanfällig.

wegs homoerotisch sein muss. Während Buddy-Filme althergebrachte von Freundschaften harter Kerle erzählen, die sich über gemeinsame Abenteuer definieren, zeichnet sich die romantische Freundschaft durch eine intime Nähe aus. Man scheut jetzt auch keine körperliche Nähe, klopfert sich nicht nur auf die Schultern, sondern umarmt sich zur Begrüssung.

Je mehr sich Geschlechterstereotype auflösen, desto weniger klar kann man zwischen Frauen- und Männerfreundschaften unterscheiden. Zwischen Milieus zeigen sich mehr Unterschiede, sagt die Forschung. Die Freundschaft zwischen einem Psychiater und einem Theaterregisseur lässt sich demnach besser vergleichen mit der Freundschaft zwischen einer Kinderärztin und einer

Musikerin als mit derjenigen zwischen zwei Männern, die auf dem Bau arbeiten.

Trotzdem sei noch eine These erlaubt. Auch wenn die Freundschaften gleicher werden, könnte sich die neue, gefühlvolle Männerfreundschaft als stabiler erweisen als die weibliche Freundschaft, an der sie sich orientiert. Das hat mit spezifisch weiblichen Eigenschaften zu tun. So gelobt und idealisiert die Frauenfreundschaft wird, so leicht ist sie zu erschüttern. Gerade weil sie so gefühlsbetont ist, ist sie konfliktanfällig. Das kann sie stärken, oft passiert aber das Gegenteil. Frauen rivalisieren tendenziell stärker, fühlen sich schnell in ihrem Selbstgefühl bedroht, nehmen vieles persönlich. Weibliche Solidarität kennt Grenzen. Männer setzen keine grenzenlose Harmonie voraus und werden deshalb auch weniger enttäuscht.

Das zeigt sich etwa daran, mit wie viel Lärm Frauenfreundschaften in die Brüche gehen. Dazu geben kürzlich die ehemaligen «Sex and the City»-Stars Kim Cattrall und Sarah Jessica Parker ein Beispiel, als die eine der anderen offiziell in den sozialen Netzwerken ihre Liebe aufkündigte und sie eine Heuchlerin nannte. Den Eindruck einer leicht irritierbaren Gemeinschaft vermittelt ebenso die italienische Bestsellerautorin Elena Ferrante in ihrer neapolitanischen Saga über die lebenslange Freundschaft zweier Frauen. Die Beziehung zwischen Lila, der «genialen Freundin», und Lenù ist von Eifersucht und Missgunst geprägt, immer wieder kommt es zum Zerwürfnis. Was das mit dem wirklichen Leben zu tun hat? Viel, aber nicht alles. So viel wie die Verherrlichung bedingungsloser Zuneigung zwischen Frauen.

Wenn die weibliche Irritierbarkeit bei Männerfreundschaften also weggelöst und Männerfreundschaften gleichzeitig verbändlicher und tiefer werden: Dann sind Männer die besseren Freunde.